

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Péguy ohne Mythos
Autor: Samson, J.P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PÉGUY OHNE MYTHOS

VON J. P. SAMSON

Die verschiedenen Etappen im Leben Péguys sind bekannt. Er ist in Orléans geboren, wo er von seiner Mutter, einer Strohflechterin, und seiner Großmutter erzogen wurde. Er zeichnete sich von Anfang an in der Schule durch Fleiß und Ausdauer aus, erhielt ein Stipendium am Gymnasium der Stadt, beendete seine Mittelschulstudien in Paris, trat in die Ecole Normale Supérieure ein, bestand aber die «agrégation», die Staatsprüfung in Philosophie, nicht. Unverzüglich beginnt er als Schriftsteller, veröffentlicht seine erste «Jeanne d'Arc» (1897). Nach einem verunglückten Versuch, sein Leben im Buchhandel zu verdienen, nach einem Versuch auch, sich (mehr oder weniger) mit der «Société nouvelle de librairie et d'édition» zu befassen, wobei ihn sein Freund Lucien Herr, Bibliothekar der Ecole Normale Supérieure, Jaurès und der junge Léon Blum unterstützen, gründet er 1900 die «Cahiers de la Quinzaine», die bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges erscheinen und in denen er außer den Arbeiten von Rolland, von Julien Benda, der Brüder Tharaud und vieler anderer, sein ganzes Werk veröffentlicht. Er war zunächst orthodoxer Sozialist und, an der Seite von Jaurès, leidenschaftlich mitverstrickt in die Affäre Dreyfus, dann brach er mit seinen alten Freunden, die bald sein ungestümes und erschreckendes Talent als Pamphletist zu spüren bekamen. Péguy hat seine Leidenschaft für die Sache Dreyfus' nie verleugnet; sein ganzes Leben lang blieb er ein Feind des Antisemitismus und ein treuer Anhänger der Republik. Aber je mehr Jahre vergingen, um so feindlicher stellte er sich nicht nur gegen die politischen Sitten, sondern auch gegen die politischen Notwendigkeiten, um so mehr verleugnete er auch, besonders seit 1905, seinen früheren Internationalismus, um im Gegensatz dazu die nationalen Werte auf den Schild zu heben. Ueberdies führte ihn seine Rückkehr zum Glauben zum individuellen Katholizismus, in dessen Zeichen er von 1910 bis 1914, wie René Lalou feststellt, «seine Meisterwerke in Prosa und fast alle seine Gedichte» verfaßte.

Dieses reiche Werk — es umfaßt nicht weniger als fünfzehn große Bände in der Ausgabe der Nouvelle Revue Française —, das sich immer mehr als das Werk eines großen Schriftstellers und eines bedeutenden Dichters enthüllte, dieses Werk also erreicht zu Lebzeiten Péguys nur ein sehr beschränktes Publikum: seine Freunde der «Cahiers», seine Abonnenten. Mehr noch als bei Proust, Valéry, Gide und Claudel handelt es sich im Falle von Péguy um eine «gloire à retardement». Gewiß trug der Tod, den Péguy gleich zu Beginn des Krieges in der Marneschlacht fand, dazu bei, seinen Namen bekannter zu machen. Dennoch blieb sein Einfluß vor 1940 begrenzt, fast verborgen. Wenige nur hätten das Urteil Rollands unterschrieben, der in seinem großen posthumen Werk über Péguy (2 Bände, 1945) Tagebucheintragungen wiedergibt, in denen es schon vor 1914 dem Sinn nach heißt: «Jedesmal, wenn ich Péguy lese, scheinen mir neben ihm alle andern Zeitgenossen Literatur.» Es brauchte die Niederlage, damit der Name Péguys ganz plötzlich an vorderste Stelle rückte. Durch welch seltsames Mißverständnis übrigens, durch welch skandalöse Schwindelei! Péguy, diesen Dreyfusard und Freund der Juden, diesen Republikaner, diesen eingefleischten Feind Deutschlands, diesen antiklerikalen Katholiken zum geistigen Vater der Vichyregierung machen zu wollen, darin lag eine solche Dreistigkeit, daß die Denker, die sich der Résistance verschrieben hatten, aus Protest ebenfalls Péguy, man kann nicht sagen zu entdecken begannen — denn sie kannten ihn schon mehr oder weniger —, wohl aber begannen sie, ihn wirklich zu lesen, ihn zu lieben, ihn noch mehr zu bewundern. So sehr sogar, daß man eine Zeitlang befürchten konnte, und vielleicht ist das noch der Fall, daß dieser Péguykultus, daß die Erkenntnis seiner wahren Größe unsere Zeitgenossen hindern würde, auch das Unheimliche zu sehen, das in ihm ist — wie ich es noch zu zeigen versuchen werde: denn es gibt einen unheimlichen Péguy; jene Seite in ihm, die es zwar nicht entschuldigt, aber doch erklärt, daß der «ordre moral», der Marschall Pétain so sehr am Herzen lag, versuchte, sich Péguys Botschaft zu bemächtigen. Wenn ich dies schreibe, so geschieht es nicht, um den Wert dieser Botschaft anzuzweifeln oder uns um einen unerhört aktuellen Meister ärmer zu machen, sondern um in aller Ehrfurcht und Pietät dazu beizutragen, die schon erwähnte gegenwärtige Verwirrung zu lösen. Ein um so dringlicheres Unterfangen, als der Einfluß Péguys auf das geistige Leben Frankreichs seit der Befreiung tatsächlich — und glücklicherweise! — gewichtig und wesentlich fortbesteht, und wäre es auch nur deshalb, weil er legitim als der Vater der einen der drei großen Gruppen gelten kann, die die aktive und lebendige Meinung beherrschen, des Mou-

vement *Républicain Populaire* (M. R. P.), des linken und fast revolutionären Flügels der Katholiken.

Was von vornherein den Gegenwartswert Péguys ausmacht — so paradox es auch klingen mag —, ist die Tatsache, daß er, der so ganz Volk, so ganz Bauer, der so tief verwurzelt ist in der alten und arbeitsreichen Ueberlieferung der namenlosen Holzfäller und Weinbauern, seiner Vorfahren, daß er durch sein Denken und durch seine Kunst — die man oft mit unsern alten Kathedralen verglichen hat — ein Verächter unserer Zeit war, der Antimoderne. Nicht daß er der erste oder einzige wäre, der den Glauben an den Fortschritt in Frage gestellt oder den tödlichen Einfluß einer Gesellschaftsordnung, in der das Geld herrscht, aufgedeckt hätte. Stände nichts weiter zum Beispiel in seinen großen Pamphleten «L'Argent» und «L'Argent, suite», dann hätten sie nur das Verdienst, in meisterlicher Weise eine geläufige Idee ausgedrückt zu haben. Nein, hinter Péguy steckt mehr, in dem Sinn nämlich, daß er den Verfall erlebt oder zu erleben geglaubt hat, der den Uebergang der alten Welt zur modernen Welt bezeichnet. Es spielt in dieser Hinsicht keine Rolle, daß es sich bei ihm dabei zweifellos um eine Selbsttäuschung handelt. (Péguy nimmt als Datum des Bruches zwischen den zwei Welten ungefähr 1880 an, und Rolland zeigt sehr überzeugend, daß dieses Datum, das weit davon entfernt ist, eine objektive Veränderung zu bezeichnen — das Geld, die industrielle Revolution hatten schon seit geraumer Zeit die alte Welt aufgelöst —, genau jenem Jahr entspricht, wo der kleine Knabe Charles Péguy die Rockschöße seiner Mutter und Großmutter fahren läßt, um in die Schule einzutreten.) Es spielt keine Rolle, sage ich, daß Péguy als Dichter sein persönliches Heimatloswerden mit dem Heimatloswerden der alten Werte in unserer Welt identifiziert und zusammenfallen läßt. Was zählt, ist die Tiefe, mit der er das moderne Schicksal empfand. Gerade dieser persönliche Irrtum hat ihm erlaubt — so entdecken die Dichter, wenn sie sich zu irren scheinen, das Wahre viel besser als die andern —, das zu ahnen und zu prophezeien, was wir zu unserm Unglück als die Wahrheit unserer Zeit erkennen müssen. In der Fortsetzung von «Notre Patrie», die nur in der «Nouvelle Revue Française» vom 1. Juli 1939 veröffentlicht wurde, schrieb er, und Rolland erinnert daran: «Die kleinen Stücke Kultur und Freiheit, die gewisse Menschheiten mühsam errungen haben, sind unaufhörlich gefährdet durch ungeheure Fluten von Barbarei, die von beinahe überallher aufsteigen, aus beinahe allen andern Völkern, und sogar aus diesen erwählten Völkern, dumpfe Barbareien, die aus den Grundfesten aufsteigen und die nichts weiter



wollen als überfluten . . . Von überallher steigt die Barbarei auf. Die Sintflut der Barbarei . . .»

Gewiß, wir finden solche Töne auch bei Nietzsche, der sich dann und wann sogar gehen läßt und nach den Barbaren ruft, genau so, wie es der Theoretiker der Gewalt tun wird, Georges Sorel, der lange ein Freund Péguy's war. Doch hat Péguy im Gegensatz zu ihnen der Barbarei immer die Weigerung eines Mannes entgegengestellt, der nie etwas von einem «Intellektuellen» an sich hatte, in dem Sinn nämlich, daß für ihn die Idee gleichzeitig ethische Verpflichtung und tiefsten Sinn seiner Verantwortung bedeutete. Wir finden bei dem Dichter der «Jeanne d'Arc» nichts von Amor fati. Auf das Rätselhafte des Schicksals antwortet Péguy, ehe er eine christliche Lösung findet, mit seinem Glauben an die Freiheit. Daher die für ihn so wesentliche Bedeutung des Antideterminismus von Bergson, dessen treuer Hörer er von jungen Jahren an war und dessen treuer Schüler er sein Leben lang blieb. — Es fehlt uns bei diesen notwendigerweise fragmentarischen Betrachtungen der Platz, um über die Philosophie Péguy's zu sprechen, und ebensowenig können wir etwas über die Bereicherung sagen, die seine Geschichtserkenntnis durch die Bergson'sche Philosophie und ihre Theorie der Dauer erfuhr. Was übrigens vom Standpunkt der Aktualität Péguy's aus zählt, ist vor allem das Kernstück des Bergsonismus, und dieses Kernstück ist nichts anderes als die Bejahung der Freiheit. Man kann natürlich von einem rein philosophischen Gesichtspunkt aus über diese fundamentale These Bergson's diskutieren, die Péguy zu seiner eigenen gemacht hat oder vielmehr, die ihm erlaubte, von Anfang an seiner selbst bewußt zu werden. Aber man würde die Tiefe und Echtheit seines anarchistischen Glaubens, dessen nämlich, was Rolland so sonderbarerweise seine «fast krankhafte Leidenschaft für die Freiheit» nennt, mißverstehen, wenn man dieser Offenbarung Péguy's für Péguy durch das Bergson'sche Denken nicht ihre volle Bedeutung zugestände. Denn es handelt sich weniger um eine geistige Jüngerschaft als um eine Selbstentdeckung. Bei Péguy geht die Freiheitsliebe auf die allerersten Ursprünge zurück. Und zweifellos ist das der Grund, warum Péguy über die Freiheit in einer Art schreiben kann, daß über die Jahre hinweg seine Worte sich unmittelbar an uns richten und unsere Sprache sprechen. In «Clio, dialogue de l'histoire et de l'âme païenne» (ein posthumes Werk) sagt die Göttin zu ihm: «Du hast, Péguy . . . jene Zeit gekannt . . . wo man sich halb versteckte, um unter dem Arm ein Exemplar der ‚Châtiments‘ (die unvergleichliche Gedichtsammlung Hugos gegen Napoleon III.) mit sich zu tragen. Dies wird dich dein

Leben lang daran hindern (und dies wird deinen Instinkt hindern, der mehr wert ist als du), (und dies wird dein Herz hindern, das mehr wert ist als du) jemals für irgendeine irdische Tyrannei einzustehen . . .»

Wollte man eindringlicher zeigen, worin Péguy uns allen — Gläubigen und Ungläubigen — brüderlich nahe ist, müßte man versuchen, die Eigenart, das Wesen seines religiösen Denkens und Fühlens zu definieren. Aber das würde weit über den Rahmen dieser Betrachtungen hinausführen. Und dann hätte ich auch, der ich seinen Glauben nicht teile, einige Skrupel, dies zu tun. Aus Raummangel wie aus Ehrfurcht werde ich mich also auf einige gedrängte Bemerkungen beschränken, von denen ich wünschte, daß man sie als einfache Anhaltspunkte betrachten möchte oder als eine *invitation à rêver*.

Was an Péguy nach der Bekehrung zunächst erstaunt, ist die Tatsache, daß er als Katholik gleichzeitig «Antiklerikaler» ist, oder zum wenigsten der Feind des klerikalen Konformismus, so, wie es in unsern Tagen Bernanos ist. Ja, sein ganzes Leben lang hat er Mißtrauen gegenüber den Priestern empfunden, und die Heldin seines Herzens, seine geliebte Jeanne d'Arc, ist die französische Heilige, die von der Kirche verbrannt wurde. Es liegt mir fern, aus irgendeiner engstirnigen Polemik heraus auf diese Tatsachen hinzuweisen. Aber es ist gewiß erlaubt, zu sagen, daß eine Art von angeborenem Gallikanismus dem Franzosen Péguy etwas wie eine Möglichkeit gab, die Demut des Glaubens und seine Leidenschaft für eine ganz männliche Freiheit zu verbinden.

Aber gerade durch das, was an seinem Christentum das Tiefste, das Innigste ist, wird Péguy für uns, die Menschen von 1945, die wir wissen, was Tyrannei und Unmenschlichkeit sind, von seltsam aktueller Bedeutung. In dem schönen, aber auch anfechtbaren Artikel — ich werde später sagen, warum anfechtbar —, den Albert Béguin in «La Revue de Paris» dem Péguy von Rolland gewidmet hat, wirft er diesem Buch vor, daß es das vernachlässige, was für Péguy zweifellos das Wesentliche seines christlichen Glaubens war. Albert Béguin sagt ungefähr folgendes: «Péguy ist der einzige große, moderne, französische Katholik, der ganz und gar nicht Jansenist» sei; der einzige, für den die Inkarnation sich vollständig vollzogen habe. In allen seinen Werken — man denke besonders an «Le Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc» oder «Eve» — kommt Péguy darauf zurück. Und wenn Jesus Fleisch, Mensch, geworden ist, dann wurde er es für alle Sünder, für die ganze irdische Welt:

*Et l'arbre de la grâce et l'arbre de nature
Ont lié leurs deux troncs de nœuds si solennels,
Ils ont tant confondu leurs destins fraternels
Que c'est la même essence...*

Was bedeutet das? wenn nicht, daß dieser selbe Péguy, der ganz jung noch von «La Cité harmonieuse» (eines seiner ersten Werke) träumte, dieser selbe Péguy, der, wie der junge Jaurès, die schrecklichsten Ängste ausstand nur schon beim Gedanken, daß die Religion die ewige Verdammnis der Ausgestoßenen ersinnen konnte, daß dieser selbe Péguy auch als Gläubiger fortfuhr — auf die Gefahr hin, die Ketzerei zu streifen —, nach dem berühmten Wort Michelets zu leben, seines Lehrer in republikanischer Treue: «Wenn der Staat seine Türe auch nur einem Unglücklichen verschließt, bleibe ich draußen.»

In seinem großartigen Stil schreibt Bernanos in «Lettre aux Anglais»: «Für jeden Christen, der dieses Namens würdig ist, ist das Geheimnis der Fleischwerdung nicht das der Verherrlichung der Betbrüder und Betschwestern und ihrer Priester, sondern das der göttlichen Demut.» Freilich wäre Péguy nicht so weit gegangen wie einer der großen katholischen Bekenner unserer Zeit, der Dichter Pierre Emmanuel, bei dem die «Demütigung» des fleischgewordenen Gottes für den Menschensohn die barmherzige Notwendigkeit einzuschließen scheint, selbst zu sündigen. Aber man lese in «Le mystère des saints Innocents» jene Stelle, wo die Idee auftaucht, daß Gott, um sich zu erfüllen, den Menschen braucht, genau so, wie der Mensch zu seinem Heil Gott braucht, und dann wird man es nicht — wie das Albert Béguin tut — erstaunlich finden, daß Rolland Péguy mit der religiösen brüderlichen Sensibilität der Russen, eines Berdiajew zum Beispiel, in Verbindung bringt. Obschon einige der schönsten Gedichte Péguy's der Hoffnung gewidmet sind, «unserer kleinen Hoffnung», wie Gott sagt, die alles vorwärtsbewegt, die an der Spitze aller steht, so bleibt dennoch in Péguy's innerstem Herzen — und darin steht er uns nahe — die Caritas, die Liebe, die größte Tugend¹.

¹ Albert Béguin wundert sich, daß Rolland, wenn er von ihr spricht, den deutschen Text Luthers anführt, der den Ausdruck «die Liebe» gebraucht, da es kein entsprechendes deutsches Wort für «charité» gibt. Und sicherlich ist das Fehlen dieses Wortes im Deutschen eine ernste, vielleicht unheimliche Lücke. Dennoch kann man dank dieses Mangels und dank also des allgemeineren Sinnes des für «charité» gesetzten deutschen Wortes von einer merkwürdigen Bereicherung für die Innigkeit des Gefühls sprechen. Man lese doch wieder einmal *Korinther 1, 13* zuerst lateinisch oder französisch, dann nehme man Luthers Bibelübersetzung. Der deutsche Text ist unvergleichlich mächtiger, durchdringender.

Aber selbst für einen Nichtchristen, wie den Schreiber dieser Zeilen, ist das Ergreifendste, das zutiefst Menschliche in der göttlichen Demütigung, von der Bernanos spricht, die Passion Christi, der Todeskampf des gemarterten Gottes. Nun weiß man ja, oder man sollte es wissen, daß dieser Todeskampf sich nicht ein für allemal vollzogen hat. So wie es Péguy in «Fernand Laudet» schreibt: «Durch das Opfer der Messe beginnt das Opfer des Kreuzes immer wieder von neuem.»

*Son corps, son même corps pend à la croix...
Son cœur, son même cœur saigne du même amour.*

Und man erinnert sich an das bekannte Wort Pascals: «Jésus sera en agonie jusqu'à la fin du monde...» Ohne irgendeinen Anspruch auf Exegese zu erheben — ich sagte schon, daß die vorliegenden Bemerkungen höchstens als eine Anregung zum Träumen aufgefaßt sein wollen —, so kommen hier doch, wenigstens implizite, die Liebe, die ganz menschliche Brüderlichkeit von Péguy's Christentum und der Inkarnation, so, wie er sie auffaßt und empfindet, einer Idee oder einem Bilde nahe, das immer wieder in den Büchern Silones auftaucht, des zeitgenössischen Dichters, der in meinen Augen, und in denen vieler anderer auch, den modernen Traum von Gerechtigkeit am stärksten mit echtem wiedergefundenem christlichem Empfinden durchtränkt hat; und diese Idee oder dieses Bild ist, wie man sich erinnern wird, das Christi, der nicht gestorben ist, sondern seit zweitausend Jahren im Todeskampf liegt und dieselben Schmerzen erleidet wie alle Erniedrigten und Beleidigten.

Abscheu vor der modernen Welt, insofern sie das Reich des Profites ist; leidenschaftliche Freiheitsliebe; menschliches und liebendes Erlebnis des Glaubens — dies sind, so scheint mir, die wesentlichsten Gründe, die uns Péguy's Werk so wertvoll machen.

Mancher Leser wird sich wahrscheinlich wundern, daß ich nicht in gleichem Maße eine andere, nicht weniger tiefe Leidenschaft des Dichters der «Jeanne d'Arc» erwähne: seine Liebe zu Frankreich, die nicht weniger als sein religiöser Glaube die Seele seiner besten Werke ausmacht, und die sowohl in seinen Prosaschriften (Victor-Marie comte Hugo, Notre Patrie, Notre Jeunesse, L'Argent usw.) als auch in seinen Gedichten (Le Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc, La Tapisserie de sainte Geneviève et de Jeanne d'Arc, die Sonette und viele unvergleichliche Stellen in Eve) während der unglücklichen Jahre der von oben befohlenen Zerknirschung den Franzosen so mutigen Trost zusprach.

Gewiß, selten ist eine Liebe umfassender, ergreifender empfunden worden. Aber die Wahrheit verlangt ihr Recht: wenn man diese Vaterlandsliebe schildert, so, wie sie der Verfasser von «Notre Patrie» fühlt, dann gerät man in jene zugleich anziehende und unheimliche Zone, wo vor uns das Bild eines großen Menschen ersteht, der nicht nur unser Bruder ist, sondern auch, leider auch, der unheimliche Péguy.

Es ist sicherlich nicht der Fehler Nietzsches, wenn die Nationalsozialisten sich eine Zeitlang besonders schlaue glaubten, wenn sie sich auf ihn beriefen, und es ist trotz allem teilweise sein Fehler.

Ganz ähnlich ist es gewiß nicht der Fehler Péguy's, und es ist dennoch teilweise sein Fehler, wenn das Frankreich des Marschalls Pétain ihn auszunützen suchte. Die aus Berechnung aufgezoogene Legende eines Péguy bien-pensant, die Vichy erfand, war abstoßend. Aber hüten wir uns, eine Gegenlegende zu bilden, die die Verwirrung nur noch vergrößern würde. Charles Andler hat in seinem großartigen Buch über Lucien Herr (1932) sehr richtig auf die schwache Stelle hingewiesen, wenn er schon damals schrieb: «Man will heute aus Péguy einen Heiligen machen, wo er doch nur ein Held und ein Genie war.» Und Péguy zuallererst würde sich am meisten dagegen gewehrt haben, wenn man ihn unter dem Vorwand vermehrter Bewunderung entstellt hätte.

Nun muß man aber zugeben, daß bald nach der Gründung der «Cahiers», und besonders seit 1905 (dem Jahr der Marokkokrise, die Frankreich und Deutschland an den Rand des Krieges brachte), unter dem Einfluß der leider nur allzu berechtigten Befürchtungen, die er für die nächste Zukunft hegte, Péguy's Patriotismus argwöhnisch und exklusiv wurde. Vom Patrioten wurde Péguy mehr und mehr zum Nationalisten. Man könnte seitenlang Stellen zitieren, aus denen Péguy's Chauvinismus hervorbricht, sein «Clemencismus» vor Clemenceau, die Art auch, in der er um eines jener ideologischen Kreuzzüge willen, von denen wir heute wissen, wohin sie führen, unaufhörlich dem Deutschen Reich die katholische Latinität und das Frankreich der Revolution gegenüberstellte. Besonders aber erliegt die Idee der Inkarnation, oder wenigstens der gegenseitigen Durchdringung des Geistigen und des Irdischen, diese menschlich so ergreifende Auffassung im Bezirk des Glaubens, wenn sie auf das Nationale bezogen wird, einer — wie man zugeben muß — beinahe heidnischen Entstellung. Péguy rühmt — und er tut das oft in ergreifenden Worten — seine Herkunft aus dem Volk, seine alte französische Rasse, und dabei stimmt er so sehr und so naiv der alten Lehre von der «gesta Dei per Francos» zu, daß sein Sohn, Marcel Péguy, sich gewiß nicht eines Verrates bewußt war, als er ihn einen «raciste chrétien» nannte.

Ich füge gleich hinzu, daß es trotzdem ein Verrat ist, wenn auch ein ungewollter, der aber in der Botschaft Péguy's, dort, wo sie an die Nation rührt, eben gerade das aufdeckt, wodurch sie so gefährlich ist. Und ich spreche nicht davon, was Rolland «seinen gefährlichen Hang zum Krieg» nennt, dem Krieg, den er im voraus liebte, und von dem man sagen kann, daß er sich nicht scheute, ihn herbeizuwünschen.

Für diese Einstellung Péguy's gibt es übrigens einen Prüfstein: sein Bruch mit Jaurès und die Verantwortung, die er durch die wahnwitzige Schärfe seiner Polemiken im Zusammenhang mit der Ermordung des großen sozialistischen Redners an der Schwelle des ersten Weltkrieges auf sich lädt. Man muß den Mut haben, es zu sagen: seine Verantwortung ist kaum geringer als die eines Maurras. Es ist grauenhaft, dies feststellen zu müssen, besonders wenn man an die Größe der beiden genialen Menschen denkt und an die Freundschaft, die sie in ihrer Jugend verband; doch bei aller Objektivität scheint es kaum möglich, die moralische Belastung zu verkennen, die Péguy dabei trifft. In diesem Punkt eben scheint mir der Artikel von Albert Béguin, von dem ich schon sprach, anfechtbar. In seinem sehr verständlichen Wunsch, Péguy zu entlasten, beruft er sich darauf, daß Rolland einen bestimmten Text des Botschafters Paléologue zitiert, der mit Wonne die Aufrufe Péguy's zum Mord hervorhebt, einen Text, der erst 1935 veröffentlicht wurde. Das hindert aber gar nicht, daß die Texte Péguy's schon vor 1914 erschienen waren. Allerdings wundert sich Albert Béguin auch darüber, daß Rolland so blutig ernst nimmt, was bei Péguy ganz im Gegenteil als «truculences bien françaises» aufzufassen sei, als Spielereien eines virtuosen satirischen Schriftstellers. Nachdem ich diese frenetischen Stellen (die tatsächlich großartig geschrieben sind) bei Péguy noch einmal nachgelesen hatte, erschien mir diese Argumentation, ich gebe es zu, etwas befremdend — aber noch nicht so befremdend wie die Stellen selbst. Man könnte leider Gottes seitenlang zitieren. «Jaurès soll nur warten!» schreibt Péguy schon 1910. «Das Leben ist lang, die menschlichen Regungen widerspruchsvoll. Er wird vielleicht nicht immer lachen.» Und 1913: «Die Politik des Kopfabschlagens ist eine Politik der Sparsamkeit.» All das unabhängig von den wütenden Beschuldigungen gegen Jaurès, der als Feigling, als Verräter, als deutscher Agent gebrandmarkt wird, für den es nur eine Methode gibt, die Guillotine — ich bitte Albert Béguin nochmals um Entschuldigung, aber die Sache liegt nur zu klar: wie sehr man es auch bedauern mag, wir können die Augen doch nicht vor der entsetzlichen Verantwortung verschließen, die Péguy für das Martyrium trägt, das sich an dem tapfern und großzügigen Kämpfer vollzog, der das erste Opfer des Krieges wurde.

All dies, was wohl einmal gesagt werden mußte, dieses nationalistische Fieber und dieses schwindelnde Abgleiten, das Péguy in den ungerechtesten Partisanenhaß warf, berührt indessen nicht oder fast gar nicht die große Lehre, die uns die Lichtseite in ihm, die uns der andere Péguy, so möchte ich sagen, heute immer noch geben kann. Von dieser Lehre, von dieser Botschaft habe ich nur wenig, und das nur ungenügend wiedergeben können. Um wenigstens mit dieser Lichtseite zu enden, sei mir erlaubt, noch auf zwei Momente in Péguy hinzuweisen, die in hohem Maße dazu angetan sind, unsere Verehrung und unsere Liebe zu ihm zu rechtfertigen.

Das eine ist zu bekannt, als daß es notwendig wäre, dabei zu verweilen: es ist seine berühmte Unterscheidung zwischen Mystik und Politik, die, wie man weiß, aus seiner Enttäuschung im Verlauf der Affäre Dreyfus hervorging. Man war für die Wahrheit und die Gerechtigkeit ins Feld gezogen. Und es stimmt, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit gesiegt hatten, aber es war auch zugleich der Ansturm der Nutznießer des Sieges, dieser Klerikalen mit umgekehrtem Vorzeichen, der radikalen Politiker, die bei Péguy der Gegenstand eines nur allzu gerechtfertigten Hasses sind. Von da an wurde die «Politik» zum roten Tuch für diesen Ritter der Freiheit, der sich nie mit der Heuchelei der Parteien abfinden konnte. Noch ganz jung schrieb er schon: «Der ehrliche Mensch muß ewig ein Abtrünniger bleiben.» Genau das Gegenteil jenes kommenden Ministers, Malvy, glaube ich, von dem de Monzie (der sich auskennen muß!) eines Tages schrieb: «. . . er mußte befürchten, ein Abtrünniger zu werden, ehe er überhaupt ein Parteigenosse sein konnte.» Aber ist es in dieser Welt, die heute wieder aufgebaut werden muß, nicht in höchster, in tragischer Weise nötig, in unsern Herzen das Mißtrauen wachzuhalten, das uns Péguy gegenüber den Kuhhändeln der Politik einimpft? Möge die Zukunft uns in dieser Hinsicht keine allzu große Vergeßlichkeit vorzuwerfen haben.

Und schließlich ist da noch Péguy's Kunst, die nicht neben seinem Denken, seinem Glauben, seinem Aposteltum herläuft, sondern in das alles fugenlos einbeschlossen ist. Die Kunst ist bei Péguy mehr als bei irgendeinem andern der Mensch. Nicht daß ich widerspruchslos eine gewisse Bewunderung teilte, die nach meiner Meinung übertrieben ist. Es gibt schreckliche Längen bei Péguy, nicht nur in den großen Gedichten, «Eve» zum Beispiel, sondern auch in der Prosa, wo man stellenweise Seiten um Seiten lesen kann, ehe man auf einen neuen Gedanken stößt. So meinte es auch ein junger Freund, der mir kürzlich in einer etwas epigrammatischen Art sagte, Péguy sei vielleicht der einzige Dichter, der durch «ausgewählte Stücke» nur gewinnen könne. Wenn aber seine Prosa und seine Verse trotz der Wiederholungen

voll und satt bleiben, dann haben sie etwas vom Zauber des Rosenkranzes und von der Meditation zugleich. Diese Worte, die immer wiederkehren, aber mit anderer Bedeutung, dieses Schritt-um-Schritt-Gehen, dieser langgezogene Rhythmus einer Menge auf dem Marsch, diese handwerkliche Vollendung in dem unendlichen Fluß der Worte, das alles hat etwas von der massigen Schwere einer Kirche, von der Ueberzeugungskraft eines Orgelgesangs, der uns trägt, und gleichzeitig eine bäuerliche Einfachheit. Ja, vor allem die Einfachheit. Und man denkt dabei wieder an die Worte Rollands, die ich schon anführte: «Alles andere daneben ist Literatur.» Aber Rolland schrieb das vor 1914, zur Zeit des nachsymbolistischen Manierismus. Die Tragik der Ereignisse scheint wenigstens heute große Dichter zur Vorliebe des Einfachen geführt zu haben. Man betrachte zum Beispiel einige der schönsten Gedichte des Eluard von heute, oder auch Supervielle, den Supervielle der «Chants de la France malheureuse». Und ich möchte nochmals hinzufügen: denken wir an Silone, der in jeder Hinsicht Péguy so nahesteht, rein äußerlich schon in seinem ganz bäuerlichen Bedürfnis nach immer wiederkehrenden Wiederholungen, nach Einfachheit, nach einer für alle zugänglichen Verständlichkeit. In seiner Einleitung zu der Sammlung der «Poèmes français écrits en Suisse au temps de l'exil», die eben bei den Portes de France erschienen ist, konnte Charly Guyot sagen: «Ein neuer Unanimismus ist erstanden...». Wenn wir diesem Wort nicht die Bedeutung einer literarischen Schule beilegen, dann kann es uns vielleicht das Verständnis dafür erleichtern, wie die Kunst des großen Péguy, derjenigen eines Eluard, eines Silone und so vieler anderer brüderlich verwandt, mit der reinsten Sehnsucht unserer Zeit übereinstimmt: einer Dichtung, die nur eine Größe kennt, die Demut.